

schloß sich daher im Jahre 1909 zum Bau einer Betonbrücke, die mit einem einzigen Bogen den Fluß überspannt. Sie hat bisher allen Beanspruchungen widerstanden, sogar den Sprengversuchen am letzten Kriegstag 1945⁸. Ein vergoldetes Kreuz, das seit Jahrhunderten auf der Brücke stand, sollte gegen Hochwassergefahren schützen. Es wird häufig in alten Schriften erwähnt, wenn Brucker Bürger in ihrem Testament einen Betrag für dessen Instandhaltung aussetzten, und es wurde sogar in das Marktwappen aufgenommen. Heute ist es durch eine St.-Nepomuk-Figur, den alten Brückenheiligen, ersetzt.

Weitere Brücken im Stadtbereich

Der *Deichelsteg* am Einzug zur Emmeringer Straße wurde erst um 1800 errichtet, als die Brucker Brauer ihr Brauwasser aus einem heute verschwundenen Bach (dem Salitererbach) mittels Holzrohren (sog. Deicheln) in den Markt leiteten. Er war für die Bevölkerung nicht begehbar und wurde mit zwei Türen abgeschlossen. Als der Markt ein eigenes Wasserwerk bekam, war die Versorgung mit Brauwasser überflüssig geworden, aber auf Bitten der in der Nähe wohnenden Bürger ersetzte man die Holzbrücke im Jahre 1912 durch eine größere Stahlbrücke.

Der *Silbersteg* (Aumillersteg) ist von einem früheren Besitzer der Bullachmühle um 1905 errichtet worden, als

privater Zugang für sich und seine Mitarbeiter. Später kam er in den Besitz der Stadt.

Die Brücke zur *Obermühle* — 1833 erbaut — bildete die Zufahrt zur Mühle mit schwerem Fuhrwerk, besonders für die Holzfuhrer der Einwohner zur Holzlande. Wie ihre zahlreichen Vorgängerinnen hatte sie häufig unter schweren Eisstößen zu leiden und war manchmal lange Wochen hindurch nicht befahrbar.

Der *Heuweg* und die *Heubrücke*, die von der Geisingerstraße am Bad entlang zum Kloster führten, hatten nichts mit dem Heu zu tun, sondern es steckt das altdeutsche Wort »heien = verbieten« darin. Der Abt konnte die Zufahrt auf diesem Wege zu den Feldern und zum Kloster verbieten.

Anmerkungen:

- ¹ Urkunden des Landes ob der Enns, Wien 1852. Nr. 391 vom Jahre 1184. ... cinque curtes ad pontem St. Stephani.
- ² Bayr. H. St. AM, Kloster Fürstenfeld Lit. 247 v. Jahre 1306.
- ³ Bayr. H. St. AM, Kloster Fürstenfeld Urk. Nr. 1185.
- ⁴ Bayr. H. St. AM, Kloster Fürstenfeld Urk. Nr. 1425.
- ⁵ Bayr. H. St. AM, Kloster Fürstenfeld Urk. Nr. 1180.
- ⁶ Bayr. H. St. AM, Kloster Fürstenfeld Lit. 317 1/10.
- ⁷ Akten im Stadtarchiv Fürstenfeldbruck.
- ⁸ Akten im Stadtarchiv Fürstenfeldbruck.

Anschrift des Verfassers:

Ing. Clemens Böhne, Ludwigstraße 20, 8080 Fürstenfeldbruck.

Aus der »gspierten Kammer«

Von Dr. Barbara Brückner

Heute noch findet sich da und dort »auf dem Lande« abseits der Fernstraßen in größeren Bauernhöfen — wenn auch selten und halbvergessen — wohlversperrt, eine abseitige Kammer als Gastgemach für hochangesehene Gäste. Selten wurde sie aufgesperrt zum Nachtquartier, etwa für Tauf- oder Firmpaten, Primizianten, geistliche Herren aus der Freund- und Verwandtschaft oder ausgewählten »lieb und werten« Eingeladenen. Das war so, längst vor der Zeit sommerlicher Vermietung an fremde Stadtleute.

Da sie von weiten Wegen her auch überraschend kommen konnten, besonders anlässlich von Märkten, Hochzeiten oder Todesfällen, lag diese Kammer immer bereit, gewöhn-

lich »über der Stiege« im Obergeschoß. Da sie bäuerlichen Besitzerstolz widerspiegelnd, repräsentieren sollte, verwahrte man hier alles ungewöhnlich wertvoll Geschätzte wohlgeordnet und versperrt in bemalten Schränken, Truhen und im »Glaskasten«. Es sollte bewundert werden, aber kaum berührt. Deshalb war die Kammer samt Kästen wohlversperrt, besonders »nächtlicher Weile«.

In seiner köstlichen Weihnachtslegende »Heilige Nacht« läßt Ludwig Thoma das »Heilige Paar«, freilich vergeblich, zu später Stunde, in Bethlehem beim Vetter Josias um Quartier bitten. Ja, der Zeichner Wilhelm Schulz verlegte sogar, wie unschwer nachweisbar war, die Herbergssuche nach Alt-Fürstenfeldbruck¹ in damals noch



Abb. 3. Bemalte Stirnseite einer Truhe aus dem Amperland. Zeichnung von Rektor Peter Blab, Eichenau.

unveränderte Häuser. »Jetzt geht's scho auf zehni bereits, da kamst du ganz oafach daher« begründet Josias seine grobe Abweisung. Die bescheidene Begründung Josefs: »Mir san do verwandt . . .« überhört er geflissentlich. Nicht oft geht die Herbergssuche so aus. Das war in Freitsmoos im freundlichen Chiemgau, wo wir in der gspierten Kammer vertrauensvoll Aufnahme fanden. Gesundem Schlummer folgte dann ein staunendes Erwachen zwischen bemalten Truhen und einem Glaskasten am hellen Morgen. Es sei gestattet, das Erlebnis von Freitsmoos nun in das Dachauer und Brucker Hinterland der Vergangenheit zu übertragen, da ja auch Museumsgüter Austausch finden können, wenn ihre Herkunft bezeichnet wird.

Das Erste, was dem Auge in einem privaten oder musealen Raum als Prachtstück auffallen konnte, war, wie in Freitsmoos, eine stilgerechte »Tölzer Kiste«, der Kasten, von 1¼ m Breite, etwa 1½ m Höhe und ca. 0,45 m Tiefe, wie deren gar manche in privatem oder Museumsbesitz weitem im Lande wanderten, sei es auf Handels-, Erbschafts- oder Heiratswegen. Die Verfasserin hatte im Sommer 1975 das Glück, mit einer volkskundlich höchst interessierten Freundin im Kerngebiet der Tölzer Truhen Urlaub zu machen, in einer richtigen Kerngemeinde von Bauernhäusern, deren Höfe mit alten echten Truhen und vollständigem Mobiliar aus früheren Werkstätten eingerichtet sind und bleiben, wie es zu wünschen wäre.

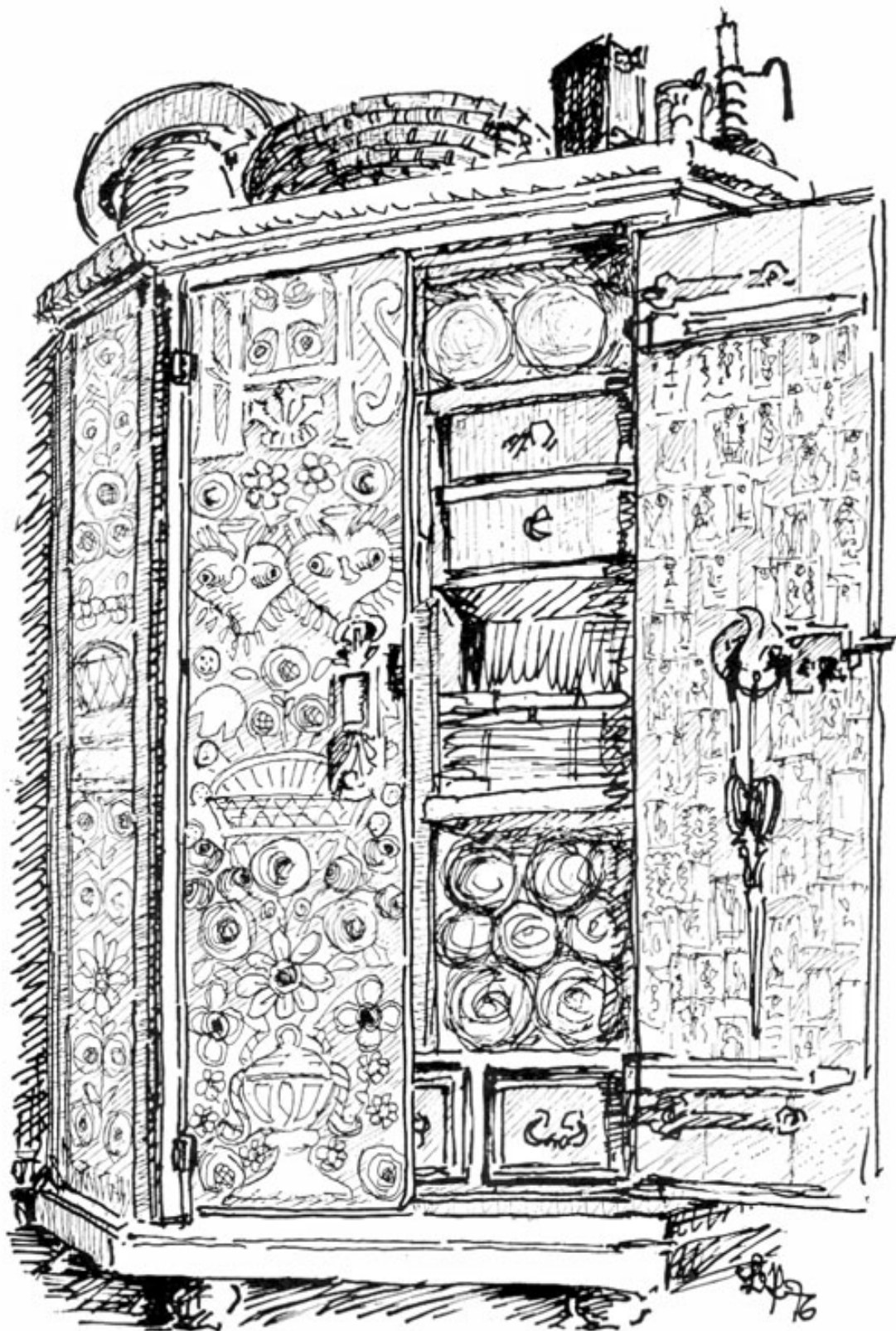


Abb. 1: Tölzer Kasten (Schrank) mit Inhalt, der im vorliegenden Beitrag beschrieben wird. Zeichnung von Rektor Peter Blab, Eichenau.

Der, der Verfasserin gehörende, von Rektor Peter Blab getreu gezeichnete originale Tölzer Kasten fiel ihr — neben vielen Verlusten — bei der Besetzung ihres Hauses durch amerikanische Truppen zu. Peter Blab gab sich alle Mühe, einen ganzen Tag lang bei genauer Betrachtung das in Form und Farbe prächtige echte Stück zu zeichnen (Abb. 1). Die in der Zeichnung linke Seitenhälfte des »Kastens« samt der schmalen Eckpartie, ist innen zur Aufhängung von Kleidungsstücken bestimmt. Außen gleicht die Zeichnung und Färbung der geschlossen dargestellten Schrankhälfte genau der offen gezeigten mit Einblick in die Fächer und ihrer Füllung für den Kammerwagen. Derbe Schlösser verschließen all das Heiratsgut. Sie sind so



Abb. 2: Blumenmotiv von einer bemalten Truhe aus dem Amperland. Zeichnung von Rektor Peter Blab, Eichenau.

wichtig geschmiedet, daß eine lange Schere, anstelle der verlorengegangenen alten Lichtputzschere, innen am Schloß ihren Platz finden konnte. Die Innenseite der geöffneten Tür zu den Vorratsfächern für Leinen, Bettzeug und Wolle ist dicht bedeckt mit alten und erneuerten Stichen von Wallfahrtsbildchen.

Bei der Besichtigung anderer nahegelegener Bauernhäuser ließ sich deutlich nachweisen, daß die Bauernschränke entlang der Isarstraße alle die hier auf der linken, geschlossenen Schrankseite wiedergegebene Zeichnung in gleicher Farbgebung zeigen, sowohl an Seitenwänden als auf den Türflügeln, deren einer hier zurückgeschlagen ist, um zu erweisen, daß das Christusmonogramm, die Herzen, Rosen und Sternblumen, barocken Gefäße und Schlösser innen und außen am Schrank weithin einheitlich in Form und Farbe sind, aber ganz ohne Schablone gestaltet wurden. Die schmalen Eckflächen wiederholen bescheidener mit kleineren Körbchen und Blumen und mit Aussparung der Schloßbeschläge sowohl das Christusmonogramm, Kreuz und Nägel einflechtend, wie auch die Blumenmotive um die Beschläge.

Um die innere Raumverteilung in der »Tölzer Kiste« sichtbar zu machen, ist der ganze linksseitige Innenflügel der Tür gezeigt mit den geschmiedeten Angeln und dem überdimensionalen eisernen Schloß. Oben in den Fächern, wie unten, sind Leinenballen und in den Querräubern Knäuel gesponnener Schafwolle geborgen, als Teil des Brautschatzes in der gspierten Kammer.

Den praktischen Zweck des Inhaltes einer so gefüllten Brautschatz-»Truhe« unterstreichen noch oben auf dem vorgekragten Deckbrett aufgestellt, eine hohe Hutschachtel mit kräftigem Boden und Deckel, ein Mostkrügl, ein über Strohseile gewundener, ovaler, offener Korb, ein schwarzer Eisenleuchter aus festen Spiralen und: Stolzer Besitz von längst zu Asche gewordenen Ahnen her, ein Rituale Frisingense aus Anno MDCLXXIII, also 1673, ca. ein Vierteljahrhundert nach dem Dreißigjährigen Krieg gedruckt! Dazu noch ein in braunes Leder gebundenes, schön geprägtes Schulgeschenkbuch »Der guten und fleißigen Jugend« von 1806 gewidmet, vorne in verblaßtem Goldaufdruck die gekrönten bayerischen Löwen. Solche Kostbarkeit zu tragen, fiel dem Tölzer Kasten aus der gspierten Kammer mit Recht zu.

Dieser sorgfältig verschlossene Raum fand und findet sich von altersher als Vorratsraum und Schatzkammer, schon jahrhundertlang in oder bei jedem größeren Bauernhof, nicht nur auf deutschem Boden, sondern auch, sogar verbreiteter in Skandinavien, als eine Art von Schatzhaus, ebenso zur sicheren Saataufbewahrung für den Hof und noch ausbreiteter zur Sicherung kostbarer lebensnotwendiger Dauervorräte, wie als Sammelraum für festliche Kleidung, sei es genähte, gestrickte, bestickte, für jede Jahreszeit und auch für stabile Arbeitskleidung. Gegen Mißwachs wollte man gesichert sein durch gemauerte Getreidespeicher mit schön gefügtem Holzaufbau und erhöhter Einfahrt. Zweck und Hochschätzung solcher »Troadkästen«, die man auch auf dem Balkan baute, bewirkten, daß man ihnen neben aller durchdachten Sorgfalt auch materialgerechte Zierde gab: Wuchtige Auffahrten, wohlabgewogenes

»Bundwerk«, wie es umso schöner, je abgelegener der Standort, im bayerischen Chiemgau und im Rupertiwinkel da und dort ebenso noch zu finden ist, wie an den skandinavischen oder balkanischen »Speichern« abseitiger Höfe. Solche Vorrathshäuser sind sinngemäß auch »gspierte Kammern«. Tatsächlich enthielten sie ja neben allem Mundvorrat auch Gewebtes, Gehäkeltes, Gestricktes, sorglich hinter Schloß und Riegel geborgen, Zeichen einer patriarchalischen Einheit von Wohnen, Feiern und Gastlichkeit.

Die hier gemeinte »gspierte Kammer« ist nur mehr die mögliche Bleibe für den besonders geehrten Gast. Kommt er angemeldet oder unverhofft, man will ihm in jeder Hinsicht das Schönste und Beste bieten: Das sonst sorgfältig versperrte Gemach im »oberen Stock« mit seinen bäuerlichen Schätzen wird dann aufgetan. Was der Kammerwagen der Braut, mit festlichen roten Bändern gebunden, einbrachte, liegt jetzt hier in einem wieder zu Ehren und damit in die Gastkammer gebrachten alten Bauernschrank geborgen.

Zwei nicht datierte Truhen konnten aus schlechter Behandlung gerettet und wieder hergestellt werden. Die eine auf Fürsprache der volkskundlich so interessierten Lehrersfamilie von Günzlhofen als Begleiter zum Bauern bei der abendlichen Stallfütterung. Die Truhe stand im Vorraum zum Stall als Behälter für Futterkleie.

So erfolgte die Zusage zum Besitzwechsel sogar ohne Abschiedsbedauern des Bauern. Die Maße dieser Truhe sind: Gut $\frac{1}{4}$ m Länge, 0,65 m Breite, 0,75 m Höhe. Beim nächsten Wochenmarkt in Fürstenfeldbruck sollte sie per Achse angeliefert werden. So geschah es auch, aber vor versperrter Türe. Was tun? »Bal's arbet'n, kemman's in d' Wuat«, schreibt Ludwig Thoma. Kurz entschlossen warf mir der Knecht die Truhe über den Zaun, aufs Pflaster. Das gute Stück hielt es aus, wenn auch nicht ohne Schrammen. In seiner ganzen Länge und Höhe füllt es

fast genau eine Fensterbreite aus. Die Schrammen wurden in dem »müden Blau« alter Bauernmöbel ausgebessert. Die Vorderseite zeigt, durch sechs marmorierte Leisten seit chedem gegliedert, ein schönes »Gesicht«. Ein größeres Mittelfeld und zwei weißgrundige Felder mit gekonnten Blumenmotiven (Abb. 2) machen, nur aufgefrischt, wie ehemals Parade für das breite mittlere Schmuckstück in barocker Marmorierung, die sich in zwei großen Feldern auf dem Truhendeckel wiederholt. Ein liebes altes Bauernmöbel, das ohne die kleinen Abenteuer seiner Reise aus Stall und Dorf längst zerfallen und verrottet wäre.

Eine zweite, ebenfalls gerettete Truhe, stammt wohl auch aus dem gleichen Landstrich des Dachauer Hinterlandes, ist aber sichtlich von anderer Hand bemalt. In strömendem Regen ging ich am Hof eines damals noch »Tandler« genannten Händlers vorbei. Da lagen, anscheinend schutzlos preisgegeben, im Regen eine bemalte Truhe und ein blaugründer, reich bemalter Bauernschrank. Erschrocken bat ich den Mann, doch die beiden schönen Stücke ins Trockene zu bringen. Er berief sich auf den Platzmangel in dem gemieteten Haus. Da der Regen tagelang anhielt, erwarb ich den Schrank und die Truhe ehe sie ruiniert waren. Von kundiger Hand eben noch gerettet, fand die Truhe ihre angebrachte Pflege und auch der Schrank die verdiente Würdigung. Sie danken es mit stattlicher Gestalt und reicher Bemalung, die durch einen trockenen Standort eben noch gesund zu pflegen war.

Anmerkung:

¹ Barbara Brückner: Alt-Bruck als Illustration zu Ludwig Thomas »Heilige Nacht«, Amperland 4 (1968) 1—3.

Anschrift der Verfasserin:

Oberstudiendirektor i. R. Dr. Barbara Brückner, Stadelbergerstraße 7, 8080 Fürstenfeldbruck.

Die frühere Pfarrkirche in Sünzhausen

Von Georg Brenninger

Fast genau 70 Jahre sind es nun, seit man die heutige Sünzhausener Pfarrkirche erbaute (1906/08). Im letzten Stadium des neuromanischen Stils entworfen, stammt sie vom seinerzeit vielbeschäftigten Münchner Architekten Johann Schott († 14. Juli 1913), der u. a. auch die Pläne 1891 für die Pfarrkirche Schönau bei Eggenfelden¹, 1900 für Großmehring bei Ingolstadt², 1904 für Niederhausen bei Landau a. d. Isar³, 1905 für das Schulhaus in Rappoltskirchen⁴ und für die Kirche in Schwaig bei Erding⁵, 1906 für das Passauer Priesterseminar⁶ und 1910 für die St.-Anna-Basilika in Altötting⁷ lieferte. Zudem stellt die heutige Sünzhausener Pfarrkirche neben Vötting (1854/57) und Gammelsdorf (1879/81)⁸ einen der wenigen Kirchenbauten des Historismus im Landkreis Freising dar und wäre einen eigenen Beitrag wert, nachdem sich die kunstgeschichtliche Betrachtung seit einigen Jahren auch dieser so oft verlästerten Epoche immer mehr zuwendet.

Der folgende Beitrag will jedoch die frühere Sünzhausener Pfarrkirche kurz behandeln. Anlaß dazu ergab sich, als dem

Verfasser bei der Durcharbeitung der Landratsamtsabgaben im Staatsarchiv München auf Orgelnachrichten hin zufällig Fotos der früheren Sünzhausener Altäre in die Hände gerieten, die (irrtümlich?) bei der Archivale Lohkirchen (bei Mühldorf) eingeschoben sind⁹.

Zur Geschichte der Pfarrei

Seit alters ist Sünzhausen eine Pfarrei: So wird sie schon in der Conradinischen Bistumsmatrikel 1315 mit ihrer Filiale Oberberghausen aufgeführt, mit dem Zusatz, daß sie in das Stift St. Veit auf Weihenstephan inkorporiert ist¹⁰. Die Schmidtische Bistumsmatrikel von 1738/40 präzisiert dies, wenn sie schreibt, daß Bischof Gerold von Waldeck es war, der 1221 in dieser kirchenrechtlichen Verfügung mit Einwilligung des Domkapitels Sünzhausen dem Kollegiatstift »freigebig schenkte«¹¹. Das Stift präsentierte die Geistlichen und half bei Notfällen mit Geld, so z. B. 1801, als am 23. April das Schul- und Mesnerhaus abbrannte. Nach der Säkularisation wurde Sünzhausen aller-

Dienstnehmer, der nach einer bestimmten Mindestdienstzeit entsprechende Versorgungsrechte erlangt hatte, mit seinen Grundbezügen bis ans Lebensende rechnen konnte. Eine Durchrechnung der »Personaletats« ergibt, daß zwar mit sinkender Leistungsfähigkeit und steigendem Lebensalter die Löhne um etwa 20 bis 25% zurückgenommen wurden, was damit praktisch dem Sozialversicherungsbeitrag entsprach, der sozusagen mit Eintritt des Versicherungsfalles eingehoben wurde. Der Grundlohn aber blieb gleich, und vor allem blieb die Integrierung in die Wirtschafts- und Arbeitsgemeinschaft des Klosters erhalten. Man übertreibt kaum, wenn man davon spricht, daß dieses Beschäftigungssystem vor allem durch eine hohe humane Qualität gekennzeichnet wird. Man hat dem Personal nicht nur den Aufstieg, sondern auch den Abstieg ermöglicht. Wer in der Lage war, in seinem gewohnten Lebenskreis zu bleiben, der konnte bleiben.

Es läßt sich leicht denken, welche soziale Katastrophe die ersatzlose Vernichtung dieser Arbeitsplätze in Fürstenfeld und in den anderen säkularisierten Klöstern bedeutete. Zwar hat der bairische Staat freiwillig — die Rechtsgrundlage der Säkularisation, der Regensburger Reichsdeputationshauptschluß von 1802, verpflichtete ihn nur zur Zahlung von Pensionen an die Mönche, nicht an die welt-

lichen Dienstnehmer der aufgehobenen Klöster — in »humaner Bedachtnahme bei älteren, ganz kraftlos gewordenen Klosterdienern« von sich aus Pensionsregelungen für einen Teil der arbeitslos gewordenen Dienstnehmer entwickelt und gewährt, sie erreichten aber selten mehr als 40% der Ursprungsbezüge und schützten nur 20 bis 30% der Arbeitnehmer vor der totalen Verelendung. Für die Handwerker, die jüngeren Klosterdiener und die Beschäftigten der landwirtschaftlichen Betriebe war Arbeitslosigkeit das unvermeidliche Schicksal. Massive Rückwirkungen auch auf die Brucker Geschäftswelt ergaben sich aus dem enormen Kaufkraftverlust, der immerhin gleichbedeutend war mit einer Kaufkraft von etwa einer Viertel Million Mark. Schon diese Beispiele deuten darauf hin, daß die eigentliche Katastrophe des Klostersturms von 1803 sich nicht auf religiös-theologischem, sondern auf sozialem Gebiet ereignete.

Quellen:

Klosterliterarien des Bayerischen Staatsarchivs KL 230/7-9, 231/10-18.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Dietmar Stutzer, Landmannngassl 18, 8082 Grafrath.

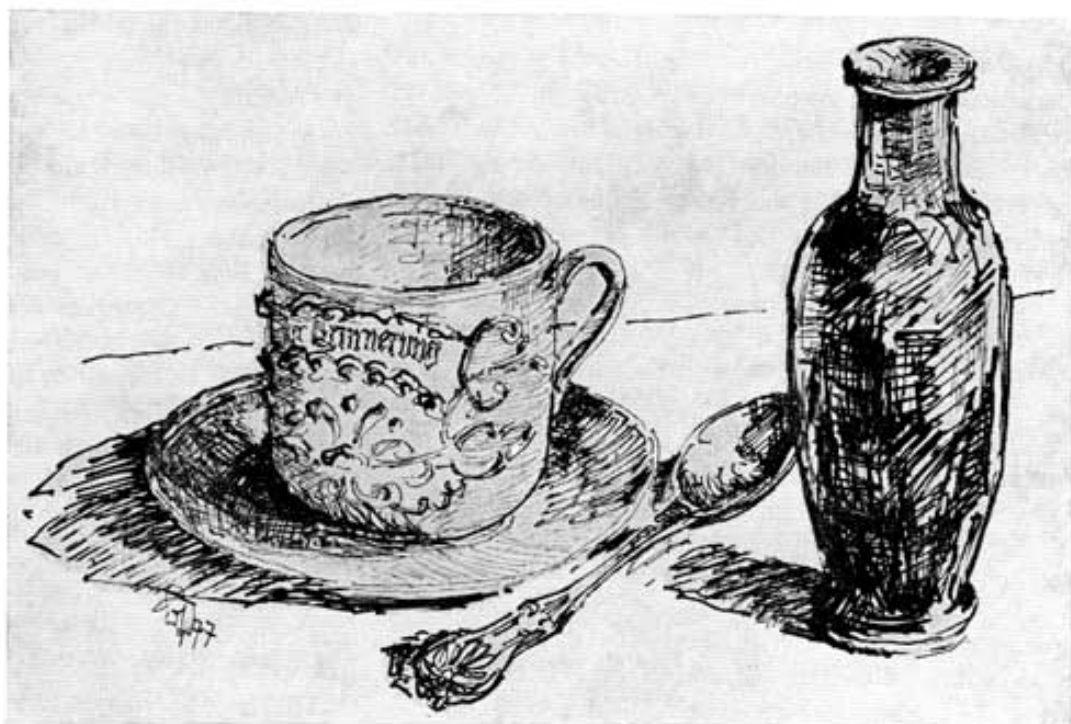
Aus der »gspierten Kammer«

Von Dr. Barbara Brückner

(Fortsetzung)

Zu den für den Zweck der gastlichen gspierten Kammer unerlässlichsten Beständen im Glaskasten zählt natürlich das »schöne Geschirr«. Einstens auf dem Kammerwagen mitgebracht, zur Taufe des Stammhalters hervorgeholt, nun zur Schau gestellt. So greifen wir gleich die beinahe bauchig zu nennende Porzellantasse heraus, deren Fassungskraft einem »Seidl Bier« entsprechen könnte. Sie stammt aus einem Bauernhof am Walchensee und wurde

der Ehre wert geachtet, ein Hochzeitsgeschenk zu sein. Teller und Tasse sind glänzend glasiert und poliert und erfreuen sich einer seltenen Farbe zwischen Süßlila und Rosa. An den Seitenfronten schmücken sie phantasievolle Applikationen: Ranken, gelappte Blätter und vergoldete Wellenlinien um ein weißes Feld bekunden, in Goldschrift aufgemalt, mit altmodischen Lettern: »Zur Erinnerung«. Behäbig sitzt die Tasse in ihrer Untertasse. Auch der Henkel entbehrt nicht der Vergoldung. Das vordere



Tasse, Löffel und Vase aus dem Glaskasten der »gspierten Kammer«.

Zeichnung:
Rektor Peter Blabbs †, Eichsenau

weiße Feld ist mit Schmucklinien in Gold und zartgrünen Phantasieformen umrahmt. Heute, im Zeitalter einer schwärmerischen Vorliebe für das Rustikale wird derartige Geschirr auf Märkten, wie etwa der »Auer Dult« um ein Vielfaches des alten Wertes gehandelt. Biedermeierlich geruhsam spiegelt das »Kaffeehaferl« alte Zeit und hockt zufrieden da wie einst die Bas' im Bollnkiel.

In der Farbe noch kräftiger, aber doch gut mit der Hochzeitstasse harmonierend, sind zwei schmale süßlila Vasen beigegeben, deren Reiz mehr in der Farbe, als in der schlichten Form liegt. Von dem satten Goldreif, der den Fuß umrahmt, steigt ein bescheidener glatter Körper, der sich zum Hals verengt und mit einem bescheidenen Wulst abschließt, auf. Weniger in der Form, als im Farbenspiel liegt die Gefälligkeit dieser biedermeierlichen Vase. Ihre

Öffnung überrascht durch ein apartes Blaugrün vom Rand her tief in das Innere hinein, wobei ein Ring von mattem Gold, den Wulst der Öffnung betont. Nach unten hin wird das helle Lila zunehmend dunkler, zuerst anfangs nur dunkellila gesprenkelt, bis es ganz in dunkles Rotlila übergeht bis zur Grenze des Goldringes der Standfläche. Zwischen Tasse und Vase liegt einer der »altmodischen« 6 Teelöffel, die, wohl Erbe aus städtischer Verwandtschaft, mehr Schaustück als Gebrauchsgegenstand sind. Ihr silberner Griff mit feinziselierter Muschelverzierung trägt das echt vergoldete Mundstück. Selten hervorgeholter »Schatz« der gspierten Kammer!

Anschrift der Verfasserin:

Oberstudiendirektor i. R. Dr. Barbara Brückner, Stadelbergerstraße 7, 8080 Fürstenfeldbruck.

Schule, Kirche und Bürgertum in Inchenhofen und Aichach im 16. Jahrhundert

Von Wilhelm Liebbart

(Schluß)

Das Aichacher Schulwesen um 1590

1. Vorausgänger: Deutschordensschulmeister

Die Bildungs- und Schulgeschichte innerhalb der bayerischen Landesgeschichte vermochte noch keine zusammenfassende, bildungsgeschichtliche Deutung zum Verhältnis von Stadt und Schule — Kirche im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit vorzulegen²¹. Die bisherigen Untersuchungen wandten sich verständlicherweise den Bereichen zu, die aufgrund einer besseren Quellenlage am geeignetsten erschienen. Dies waren klösterliche Bildungsstätten, die Universität Ingolstadt²² und die Bildungsstätten der bayerischen Residenzstädte. Es verwundert also nicht, daß auch im Falle der Landstadt Aichach für eine frühe Schulgeschichte, die über das 19. Jh. zurückreicht, nicht einmal die Quellen gesammelt wurden.

Der Dreißigjährige Krieg hat mehr oder weniger alle Urkunden und Literalien der Stadt vernichtet. Es müßten die Bestände des ehemaligen Landgerichts Aichach, der Pfarrei Aichach und die des Deutschordens, der seit 1210 die Pfarrei versah, auf die Schulverhältnisse hin befragt werden.

Man kann auf jeden Fall für das ausgehende Mittelalter von einer Pfarreischule unter Leitung des Deutschen Ordens und seiner Priester ausgehen. In einer Urkunde vom 3. Mai 1301 bestätigte der Deutschordenskomtur Herbert dem Reichskloster St. Ulrich und Afra einen Wiesentausch zwischen Aichach und Griesbach²³. Unter den Zeugen befand sich ein Schulmeister des Ordens. Vermutlich im späten 14. Jh. sicherte sich das Aichacher Bürgertum einen Anteil an der Schulhoheit vermutlich in der Form wie in Pfaffenhofen a. d. Ilm. 1384 verließ der Deutschorden nach langwierigen Streitigkeiten mit der Bürgerschaft seinen befestigten Sitz neben der Pfarrkirche und bezog die Gutsanlage Blumenthal. Aus diesem Anlaß ver-

tauschte Komtur Berchtold von Streitberg Kirche und Pfarreissitz Aichach mit den Pfarreien Rohrenfels und Weichering, die im Besitz der Herzöge Stephan III., Friedrich und Johann II. waren. 1560 berichteten die Visitatoren des Freisinger Bischofs aus dem Zisterzienserkloster Fürstenfeld, daß der Abt Leonhard Paumann zwei Vettern nach Aichach zum »Poeten« in die Schule geschickt habe²⁴. Er zahle jedem von ihnen 28 Gulden Schul- und Unterkunftsgeld.

Unter einer Poetenschule verstand man im 16. Jh. eine Lateinschule humanistischer Prägung. In diesen Schulen spiegelte sich der Ehrgeiz der Städte, einen Humanisten oder Poeten zu besitzen. Die Residenzstadt München beherbergte schon 1489 einen »Schulmeister der poetry«²⁵. Im Laufe des 16. Jhs. trugen fast alle städtischen Lateinschulen den Namen Poetenschule. Theoretisch stand die Pflege der gereinigten lateinischen Sprache, der Sprache der Gebildeten schlechthin, im Vordergrund des Unterrichts.

Die Aichacher Lateinschule scheint ein hohes Niveau gehabt zu haben, sonst hätte der Fürstenfelder Prälat wohl kaum seine Vettern dorthin geschickt. Schließlich bereitete eine solche Schule auch auf den Besuch einer Universität vor und kann deshalb mit dem Humanistischen Gymnasium unserer Tage verglichen werden. Etwa um 1590 entstand in Aichach ein Organisationsstatut über die dortige Lateinschule aus der Feder des damaligen Stadtpfarrers Vitus Priefer. Sie gewährt einen Einblick in die Schulverfassung des späten 16. Jhs. und Aufschluß über die Schulhoheit. Bildungsinhalt und Didaktik bleiben von ihm unberührt.

2. Die Aichacher Schulverfassung von 1590

Die Amtsführung des Aichacher Stadtpfarrers Dr. Vitus Priefer von 1588—1598 bezeugt, mit welchem großen Eifer die katholische Reform im altbayerischen Aichach vorangetrieben wurde. Priefer bemühte sich mit Erfolg um die Erhaltung und Verbesserung des überkommenen kirch-